

(Nachdruck verboten.)

81)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

Schwerer Schreck legte sich auf die Brust der Mutter. Sie hatte nicht verstanden, worüber gesprochen wurde, fühlte aber, daß neuer heftiger Kummer ihrer wartete. Und ihre Gedanken machten bei der Frau Halt: „Was will er tun?“ Wachten bei ihr Halt und blieben wie ein Nagel im Gehirne stecken.

Pawel kam mit Andrej vom Hofe herein, und der Kleinrusse sagte kopfschüttelnd:

„Ach, dieser Issai, was soll man mit ihm anfangen?“

„Man müßte ihm raten, sein Treiben aufzugeben!“ antwortete Pawel finster.

„Pawel, was willst Du tun?“ fragte die Mutter, den Kopf senkend.

„Wann? Jetzt?“

„Am ersten . . . am ersten Mai . . .“

„Aha!“ rief Pawel gedämpft. „Ich trage unsere Fahne . . . schreite mit ihr an der Spitze des Zuges. Dafür wird man mich wahrscheinlich wieder ins Gefängnis werfen.“

Die Augen der Mutter brannten, und sie spürte eine unangenehme Trockenheit im Munde. Er ergriff ihre Hand und streichelte sie.

„Ich muß das, verstehst Du! Darin liegt mein Glück!“

„Ich sage ja nichts!“ erwiderte sie, langsam den Kopf erhebend. Und als ihre Augen seinem unverwandten glänzenden Blick begegneten, beugte sie wieder den Hals.

Er ließ ihre Hand fahren, seufzte und sagte vorwurfsvoll:

„Du solltest nicht traurig sein, sondern Dich freuen . . . Wann wird es Mütter geben, die ihre Kinder sogar freudig in den Tod schicken.“

„Hopp, hopp! . . .“ brummte der Kleinrusse. „Zimmer langsam voran, immer langsam voran, daß die Krähwinkler Landwehr nachkommen kann.“

„Ich sage ja nichts,“ wiederholte die Mutter. „Ich störe Dich ja nicht . . . aber wenn Du mir leid tust, ist das von einer Mutter doch zu verstehen . . .“

Er trat fort, und sie hörte die scharfen, harten Worte:

„Es gibt auch eine Liebe, die den Menschen am Leben hindert . . .“

Bitternd und voll Angst, er möchte noch etwas sagen, das sie abstieß, rief sie schnell:

„Hör auf, Pawel! Ich verstehe . . . Du kannst nicht anders . . . der Genossen wegen . . .“

„Nein,“ sagte er. „Ich tue das meinetwegen . . . Ich könnte auch nicht gehen, aber ich will und werde gehen!“

In der Tür stand Andrej wie in einem Rahmen.

„Sie sollten doch mit dem Geschwätz aufhören, mein Herr!“ sagte er mürrisch und richtete seine vorstehenden Augen auf Pawels Gesicht. Er glück einer Eidechse in einer Felspalte.

Die Mutter war dem Weinen nahe. Damit ihr Sohn ihre Tränen nicht sähe, murmelte sie plötzlich:

„Ach Gott . . . habe ich ganz vergessen . . .“

Und ging in den Flur. Dort steckte sie ihren Kopf in eine Ecke und weinte still und lautlos. Durch die halbgeöffnete Tür aber drang dumpfer Streit zu ihr.

„Es macht Dir wohl Vergnügen, sie zu quälen?“ fragte der Kleinrusse.

„Du hast kein Recht, so zu reden!“ rief Pawel.

„Ich wäre ein netter Genosse, wenn ich zu Deinen Bodsprüngen einfach schwiege! . . . Warum hast Du das gesagt? Weißt Du das?“

„Man muß in allem bestimmt sein; entweder ja oder nein!“

„Was sagst Du ihr?“

„Allen! Ich will keine Liebe und Freundschaft, die sich einem an die Füße hängt, einen aufhält . . .“

„Geld! Buß Dir die Nase! Buß sie und geh hin und sag das Sascha . . . Der solltest Du das sagen . . .“

„Habe ich getan!“

„So? Du lügst! Mit ihr hast Du freundlich und zärtlich geredet . . . Ich habe das nicht gehört, aber weiß es!“

Vor der Mutter aber zeigt Du Dein Geldentum . . . Nun laß Dir gesagt sein, Biegenbock — Dein Geldentum ist keinen roten Heller wert!“

Frau Blassow wischte schnell die Tränen von ihren Wangen. Sie erschrak darüber, daß der Kleinrusse Pawel beleidigen möchte, öffnete schnell die Tür, trat, am ganzen Leibe zitternd, voll Kummer und Furcht in die Küche und sagte laut:

„Uh . . . ist das kalt! Und das soll der Frühling sein . . .“

Sie bemühte sich, die gedämpften Stimmen im Zimmer zu übertönen, legte die verschiedensten Gegenstände in der Küche bald hier, bald dorthin und fuhr lauter fort:

„Alles hat sich verändert . . . Die Menschen sind hitziger geworden, das Wetter kälter . . . Früher war's um diese Zeit warm, der Himmel heiter, und die Sonne schien . . .“

Im Zimmer herrschte Schweigen. Sie blieb mitten in der Küche stehen und wartete.

„Hast Du gehört?“ ertönte die leise Frage des Kleinrusse. Du mußt das begreifen . . . zum Teufel! Die da ist viel reicher als Du . . .“

„Wollt Ihr Tee trinken?“ fragte sie mit zitternder Stimme und rief dann, ohne eine Antwort abzuwarten:

„Wie mich friert!“

Pawel trat langsam zu ihr. Er blickte sie von unten auf schuldig lächelnd an.

„Verzeih mir, Mutter,“ sagte er leise. „Ich bin noch ein Junge, ein Schafskopf . . .“

„Müß mich nicht an!“ rief sie traurig und preßte seinen Kopf gegen ihre Brust. „Sprich nicht . . . Gott sei mit Dir. Dein Leben ist Dein Werk! Aber mein Herz laß in Ruhe! Wie könnte eine Mutter wohl kein Mitleid haben? Das ist unmöglich! . . . Alle tun mir leid . . . alle sind mir ans Herz gewachsen. Wer hat denn außer mir Tränen für Euch übrig? Du gehst Deinen Weg, auf Dich folgen andere . . . lassen alles im Stich, ziehen dahin . . . dahin, Pawel!“

In ihrer Brust regte sich ein großer glühender Gedanke, der ihr Herz mit einem Gefühl weher Freude erfüllte. Aber sie fand keine Worte und bewegte in ihrer stummen Qual nur die Hand und blickte in das Gesicht ihres Sohnes.

„Gut, Mutter! verzeih . . . Ich sehe es ja ein!“ murmelte er leise. Er senkte den Kopf, blickte sie flüchtig lächelnd an und setzte hinzu:

„Das werde ich nicht vergessen . . . auf mein Wort!“

Sie schob ihn von sich, blickte ins Zimmer und meinte freundlich bittend:

„Andruscha, schreien Sie ihn doch nicht an . . . Sie sind ja der Ältere und sollten ihm nicht . . .“

Der Kleinrusse hielt ihr den Rücken zugewandt und brüllte komisch und sonderbar:

„Uh — uh — uh! . . . Gehörig werde ich ihn anschreien! . . . Und hauen werde ich ihn!“

Sie schritt langsam auf ihn zu, streckte die Hand aus und sagte:

„Ach, Ihr lieber Mensch . . .“

Der Kleinrusse wandte sich ab, senkte den Kopf wie ein Stier und ging mit rückwärts verschränkten Händen an ihr vorüber in die Küche. Von dort her erklang spöttisch seine finstere Stimme:

„Geh weg, Pawel, daß ich Dir den Kopf nicht abbeiße! Ich mache Scherz, Mütterchen, glaub das nicht! Ich setze jetzt den Samowar auf. Ja! Unsere Kohlen sind aber nah! Zum Teufel damit! . . .“

Er verstummte . . . Als die Mutter in die Küche kam, saß er auf dem Fußboden und blies den Samowar an. Ohne sie anzublicken, begann er wieder:

„Habt keine Angst, ich rühre ihn nicht an! Ich bin ja gut und weich . . . wie eine gekochte Rübe und dann liebe ich ihn . . . Du Geld, brauchst das nicht zu hören —! Aber seine Weste, seinen äußeren Firnis liebe ich nicht . . . Er hat sich da eine neue Weste angezogen, die ihm sehr gefällt, und nun zeigt er sie überall — streckt den Bauch heraus und stößt alle an —: Sehen Sie doch einmal meine wunderschöne Weste! Sie ist vielleicht sehr hübsch, aber warum damit anstoßen? Ist so schon eng genug in der Welt.“

Pawel verlor das Gesicht und fraate:

„Wirst Du noch lange knurren? Hast mir schon genug zugelekt, könntest jetzt aufhören.“

Der Kleinrusse streckte auf dem Fußboden beide Füße seitwärts vom Samowar aus und sah ihn an. Die Mutter stand in der Tür und hatte den Blick freundlich und traurig auf Andrejs runden Nacken und seinen langen gebogenen Hals geheftet. Er warf den Kopf zurück, stützte sich mit den Händen auf dem Fußboden, sah die Mutter und den Sohn mit etwas geröteten Augen an und sagte halblaut:

„Ihr seid gute Menschen . . . Ja!“

Pawel beugte sich nieder und ergriff seine Hand.

„Zerr mich nicht!“ rief der Kleinrusse dumpf. „Du wirfst mich um . . .“

„Was schämt Ihr Euch?“ sagte die Mutter schwermütig. „Solltet Euch einen Kuß geben . . . Euch feht umarmen, feht . . .“

„Willst Du?“ fragte Pawel.

„Meinetwegen,“ erwiderte der Kleinrusse und erhob sich.

Aber Pawel sank auf die Knie und sie umarmten sich schweigend einen Augenblick. — Zwei Seelen und ein Gedanke, der in beiden gleichmäßig brannte und sie mit dem Gefühl tiefer Freundschaft erwärmte.

Ueber das Gesicht der Mutter flossen Tränen der Erleichterung. Sie trocknete sie und sagte verwirrt:

„Frauen weinen gern . . . vor Kummer und vor Freude — stets weinen sie! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden in Marokko.

Die Vorgänge, die sich während der letzten Tage in seinen Hafenstädten abspielten, haben Marokko in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Erbitterung der Eingeborenen richtete sich nicht nur gegen die Europäer, sondern auch gegen die Juden. Marokko steckt noch in jenem Zustand von Halbkultur, der ungefähr dem entspricht, welchen unser Mittelalter aufzuweisen hatte . . .

Damit ist auch die soziale Stellung der dortigen Juden annähernd gekennzeichnet. Wir legen im folgenden die Schilderungen des Forschungsreisenden D. Lenz zugrunde. Auf der Reise nach Timbuktu, das seit Heinrich Barth (1854) kein Europäer mehr betreten hatte, durchzog er (1880) Marokko von Norden nach Süden in seiner ganzen Ausdehnung. Seine Schilderungen treffen auf die Zustände des Landes in allem wesentlichen noch heute zu.

Zur Zeit unseres Reisenden war die arabische Bevölkerung in Tanger bereits völlig abhängig von der christlichen, die nahezu die Hälfte der Stadtbewohner ausmachte und der die Mohammedaner „Verdienst und Arbeit verdanken“. Daher wohnten hier auch die Juden mit den übrigen Ortsinsassen untermischt, wie sie überhaupt in den Städten unter dem Schutz der Konsule größere Freiheit genossen und genießen. In den Städten des Innern ist dies nicht der Fall. Sie hausten dort in einem besonderen Quartier, der Mellah, die — wie der europäische Ghetto seit der zweiten Hälfte des Mittelalters — abends durch besondere Tore geschlossen wurde. Einzelne Mellahs schildert der Reisende als ausgedehnt, aber mit engen, schmutzigen, überfüllten Straßen. Ausgesaugt von den Großen, verachtet vom Volke, führt der Jude das Dasein eines harten und zähen Kampfes. „Es gibt für den strengen Gläubigen Marokkos nichts Berächtlicheres als das Wort Jhudi, eine Verachtung, die in allen Kreisen der Bevölkerung hervortritt, so daß sich der ärmste Lastträger oder Regersklave für unendlich höher stehend hält, als einen Israeliten.“ Außerhalb der Mellah erscheint der Jude in dürtigster und schmutzigster Kleidung, denn er will den Schein des Reichtums vermeiden, um nicht die Habsucht zu wecken. Schen und gebückt schleicht er längs den Häusern hin und meidet vorsorglich die Straßen, in denen sich eine Moschee befindet. Jenseits der Tore seines Quartiers darf er, ob Mann, ob Frau, nur barfuß sich blicken lassen. „Es macht einen merkwürdigen Eindruck, alte echt biblische Gestalten mit schönem Kopf, oder Frauen, deren Männer ein Vermögen von Hunderttausenden haben, die Pantoffeln unter der Dschelaba verborgen, sich ängstlich durch die maurischen Bazare drängen zu sehen.“ Und doch ist der Jude trotz seiner äußerlich gedrückten Lage in Marokko unentbehrlich. Für die Mächtigen ist sein Reichtum eine stets sprudelnde Quelle, aus der sie mit vollen Händen schöpfen. Ohne den Juden würde Handel und Wandel ins Stoden geraten.

Ein sehr großer Teil des Handels ruht in ihren Händen, besonders der Import und der Export. Viele der Jhudi sind daher wohlhabend. Neben dem regelrechten Handel aber treibt der marokkanische Jude umfangreiche Wuchergeschäfte, was naturgemäß den Haß der ärmeren arabischen Bevölkerung gegen ihn steigert. Denn diese lebt in sehr dürtigen Verhältnissen, und kommt jemand in der Bedrängnis zum Juden, so nutzt dieser die Notlage in der Mehrzahl der Fälle in rücksichtsloser Weise aus. Auch Pfandleihanstalten werden vielfach von Juden gehalten; sie werden besonders von arabischen Frauen in Anspruch genommen, die ihren Sannud verpfänden. Daneben geht der Jude dem Geldvermittlungsgeschäft

großen Stiles nach. Braucht der Gouverneur Geld, so beauftragt er „seine Juden“ mit der Beschaffung. Reist finden sich auch an den Halteplätzen der Karawanen eine oder mehrere Judenfamilien, die mit dem Privilegium, dort zu wohnen, das des Handels verbinden. Ein großer Teil der marokkanischen Juden liegt dem Handwerk ob, das sie mit Geschicklichkeit handhaben. In Wilnas z. B. ruhte der gesamte Kleinhandel und das Kleingewerbe in ihren Händen. „Butile reißt sich an Butile, oft genügt auch eine aufgespannte Matte, um eine Werkstatt zu etablieren, wo sie dann den ganzen Tag mit großer Emsigkeit hoden und sich selten von ihrer Arbeit stören lassen. Schuhmacher und Schneider, Schmiede, Tischler, Gold- und Silberarbeiter, Seidensticker usw. sind fast ausschließlich hispanische Juden.“ Obwohl in einer Gesamtzahl von zweifelsohne 80—100 000 über das Land verbreitet, genießen sie nach dem Gesetze des Koran keine bürgerlichen Rechte und sind als Schutzgenossen lediglich geduldet.

Von ihrem schönen Auftreten in den Straßen der Stadt sieht ihr Benehmen in der Mellah wesentlich ab. Hier tragen sie nicht nur das Selbstbewußtsein des wohlhabenden Mannes zur Schau: sie kleiden sich in reiche Gewänder, und zumal die Frauen tragen sehr wertvolle, reich in Gold gestickte Kleider, alte Erbstücke, die seit Jahrhunderten in derselben Familie sich befinden“, sowie große Stücke Gold- und Silbergeschmuck. Massen von Gütern sind in der Mellah aufgehäuft, um die den ganzen Tag ein lautes Schachern und Handeln geht. Die gedrückte Stellung schlingt ein Band der Gemeinsamkeit um alle und die Bereitwilligkeit, sich gegenseitig zu unterstützen, ist groß; „nie wird man einen Juden böllig zugrunde gehen lassen.“ Die jüdischen Frauen tragen das Gesicht unverschleiert, doch bedecken sie den Kopf mit einem seidenen Tuch, um die Perücke zu verhüllen, die sie vom Tage der Verheiratung an tragen müssen, da ihnen bei der Hochzeit das Haar abgeschnitten wird. Die Vermählungsfeierlichkeiten tragen ein altes absonderliches Gepräge. Im Hause der Eltern auf einem Bette sitzend wird die Braut von ihren Verwandten geschmückt im Weisheit einer großen Anzahl geladener Gäste. Ist sie aus dem hohen, mit Gardinen verhüllten Bett hinausgetragen worden, so muß sie die Augen ständig geschlossen halten. Alte Frauen legen ihr dann den Kopfschmuck an, die Perücke und eine Menge hoher schmaler, aus goldener und silberner Filigranarbeit bestehender Zylinder. Zwischendurch erheben die Weiber von Zeit zu Zeit ein eigentümliches Geschrei, während die Schwestern und die Freundinnen der Braut unter Gesängen Tamburins schlagen. Dann wird die Braut bemalt. Die Augenbrauen werden geschwärzt, die beiden Wangen mit je einem großen roten Flecken versehen und der übrige Teil des Gesichts weiß gepudert. Ist diese stundenlang während öffentliche Ausschmückung vollendet, so tragen einige Männer die Braut auf einem Stuhl aus dem Haus ihrer Eltern in das des Bräutigams, wobei die Jugend beiderlei Geschlechts laut lärmt und kleine Wachskerzen in den Händen hält. Am nächsten Morgen findet dann die eigentliche Uebergabe der Braut an ihren zukünftigen Mann statt. Bei streng orthodoxen Juden soll noch ein weiterer Brauch bestehen. Der Mann darf an dem der Feierlichkeit folgenden Morgen nur kurze Zeit mit seiner Frau allein sein. Dann wird diese in ein Bad geführt und in das Elternhaus zurückgebracht. Erst nach weiteren vierzehn Tagen kommt der junge Ehemann in den unberümmerten Besitz seiner Gattin.

Nach dem Koran besteht in Marokko noch das Gesetz, das das Zinsnehmen verbietet. Um so größer ist, wie das auch in europäischen Mittelalter der Fall war, das Privilegium des Juden auf diesem Gebiet. Die Rücksichtslosigkeit bei ihren gewinnbringenden Handels- und Wuchergeschäften, ihr fester Zusammenhalt und die moralische Unterstützung, die sie sich gegenseitig gewähren, ihr Familienleben, das trotz der engen, schmutzigen Quartiere anscheinend glücklicher ist, als das der reichen Mauren mit ihren Harems, Sklaven und Eunuchen: all dies weckt Haß und Neid. Trotzdem genießt der Jude in ruhigen Zeiten einer relativen Sicherheit von Person und Eigentum; was ihm die Mächtigeren nehmen, bringt der Wucher reichlich wieder ein, und selbst die ärgsten Härten der Judensteuer, die von dem Ältesten des Quartiers auf die einzelnen Familien umgelegt wird und für die die Mellah solidarisch haftet, lassen sich durch Geschenke an die besichtiglichen Beamten mildern. Anders aber verhält es sich, wenn die religiöse Leidenschaft des Mauren erwacht. Lenz erzählt einen Vorfall, der sich während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt zutrug. Ein Jude hatte irgend eine Affäre mit einer maurischen Frau, mag es sich um einen Streit, eine Liebesgeschichte oder sonst etwas gehandelt haben, „was sich nach dortigen Ansichten ein Jude gegenüber einer Gläubigen nicht erlauben darf“. Ein Angehöriger nahm sich der Frau an und setzte den Juden zur Rede. Es kam zu einem heftigen Streit, in dessen Verlauf der Jude den Mohammedaner erschob. Er wurde nebst einem Verwandten gefangen gesetzt und trotz der Verurufung auf einen europäischen Konsul der wild erregten Volksmenge ausgeliefert, die ihn während der Nacht zu einem schauerlichen Autodafe schleppte. Die Beteiligung des Volkes hieran war eine außerordentliche und die ärmsten Leute gaben ihre letzten Stücke Flus — Kupfergeld — her, um so das ihrige zur Verbrennung eines verhassten Juden beizutragen.

Bei Kultfesten, namentlich bei den Umzügen der religiösen Orden, bleiben die Tore des Judenviertels geschlossen und ohne Lebensgefahr würde kein Israelit sich auf die Straße wagen. Unjer

Reisender beobachtete in den letzten Tagen des Februar in Maratäsch einen öffentlichen Aufzug der Jawsa, eines in Marokko weit verbreiteten Ordens. Das Rahen desselben kündete sich schon von fern durch Trommelwirbel und den zerreibenden Lärm langer Trompeten an. Die Vorhut bildeten etwa 50 Weiber, der ärmsten Klasse angehörig, unverschleiert, in dürftigster Kleidung, die unter wildem Geschrei heruntanzten unter allerhand Körperverrenkungen. Dann erschien ein Haufen junger Burschen, gleichfalls zu den untersten Schichten zählend; sie führten Kälber, die später getötet und verteilt werden sollten und suchten sich springend und schreiend durch Laumeltänze in die nötige Festesstimmung zu versetzen. Ihnen folgte der Heilige, der Scherif, ein Regier, mit einem grünen Staffan und einem grünen Turban — der Farbe des Propheten — bekleidet. Hinter dem Scherif schritt eine Musikbande, die einen ohrenbetäubenden Lärm erregte. Schließlich kam eine nach Hunderten zählende Volksmenge, fast ausschließlich der allergemeinsten Plebs angehörig, in Lumpen gekleidet, starrend vor Schmutz und voller Ungeziefere, die unter wüstem Gebrüll heruntanzten und sprangen, daß ihnen der Schaum vor dem Munde stand. Eine besondere Abteilung bildeten die Selbstverstümmelter: sie trugen allerhand Mordwaffen, Aexte, Spieße, Messer und verwundeten sich selbst damit, meist im Gesicht und am Kopf, so daß sie von Blut überströmt waren. Manche liefen auf allen Vieren und ahmten das Gebell von Hunden nach, andere mußten in ihrem Wahnsinn gehalten werden, damit sie nicht größeren Unheil anrichteten. Tiere, die ihnen in den Weg kommen, Hunde, Schafe, Ziegen, zerreißen sie und verschlingen das Fleisch roh, und in Mikusas, dem Hauptort dieser Sekte, soll es vorgekommen sein, daß vor ihnen auf ähnliche Weise Regersklaven getötet wurden. Die oberen Schichten sowie der Mittelstand, sagt unser Reisender, halten sich von diesen Orgien fern. Mag in seiner Schilderung auch das Auge des Europäers vielleicht einzelnes in übertriebener Färbung gesehen haben; eines geht aus seiner Darstellung mit unzweideutiger Gewißheit hervor: der gewaltige Einfluß, den die religiösen Orden auf die weitaus das Gros der Bevölkerung bildenden ärmeren Schichten ausüben, und die ungeheure Wirkung, die es im ganzen Lande hervorrufen muß, wenn sie den „heiligen Krieg“ wider die Fremden predigen.

Kleines feuilleton.

Die zwei Mädchen und der Sand. Es waren einmal zwei Mädchen, ein vornehmes und ein gemeines.

Das vornehme hieß Prinzessin Else. Sie hatte goldblonde Zöpfe, silberweiße Händchen, seidene Strümpfchen, Schuhen aus Atlas. — Das gemeine jedoch nannte man Schmierliese. Sie ging in Lumpen einher, hatte zertragte Hände und Füße. Sie war aber fröhlich.

Einmal saß sie im feuchten Sand, formte daraus Kümmchen und knetete Brote. Da kam Prinzessin Else vorüber. Schmierliese rief ihr zu:

„Komm, setz Dich her, wir wollen spielen.“

Prinzessin Else begann zu lachen und sprach:

„Vornehme Mädchen spielen nicht mit feuchtem, einfachem Sand. Vornehme Mädchen haben trockenen, goldenen Sand. Vornehme Mädchen sprechen überhaupt nicht mit barsüßigen Dingen.“

Prinzessin Else ging zu sich in den Garten, begann goldenen Sand in goldene Tassen zu schütten und umzuwerfen, der Sand jedoch fiel auseinander, und es kamen keine Türme heraus. Prinzessin Else nahm auch einen Haufen Sand und drückte ihn in ihrer Faust. Der Sand jedoch zerrann ihr zwischen den Fingern.

Da wurde Prinzessin Else böse, warf sich auf die Erde und schrie:

„Schmierliesens Sand taugt nicht, aber meiner ist noch weniger wert!“

Das Stücklein Zucker. Es war einmal eine Wirtin, die hatte ein kleines Schlüßlein zu einem Schränklein. Im Schränklein stand ein kleines Kistlein. Im Kistlein lag ein ganz, ganz winziges Stücklein Zucker.

Die Wirtin hatte bei sich ein Hündlein. Dieses war aber sehr launisch; plötzlich konnte es ihm einfallen und da bellt es die eigene Wirtin aus.

Dann nimmt die Wirtin das Schlüßlein, öffnet das Schränklein, stellt das Kistlein auf den Tisch und holt das Stücklein Zucker hervor. Und da beginnt das Hündlein mit dem Schwanz zu wedeln.

Die Wirtin aber spricht:

„Hast gebellt, unmüher Schlingel, da sollst du auch den Zucker nicht kriegen.“

Und dann vertahrt sie wieder alles an dem früheren Platz. Das Hündlein bereut, da ist es aber schon zu spät.

(Aus Feodor Sologub's „Buch der Märlein“.)

Kunstgewerbe.

DBK. Echtfärberei. Obgleich die heutige Färbereitechnik sehr wohl in der Lage ist, allen Anforderungen in bezug auf Echtheit der Farbe, soweit diese überhaupt erreicht werden kann, zu entsprechen, so hat sich doch in neuerer Zeit auf einem Spezialgebiete, nämlich dem der Dekorationsstoffe, vielfach gezeigt, daß die Echtheit der Färbung außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. Vor allem sind es die von modernen Künstlern be-

liebten Farbennuancen welche sich häufig als sehr vergänglich erweisen. Bei Anwendung derartiger Stoffe erleidet man nicht allein eine künstlerische Enttäuschung, indem die vom Künstler beabsichtigte Farbenharmonie zerstört wird, sondern auch eine wirtschaftliche, indem zum Teil kostbare Stoffe einem raschen Verschleiß anheimgegeben werden.

Der Grund, weshalb gerade moderne Dekorationsstoffe häufig an Echtheit der Farbe zu wünschen übrig lassen, liegt zum Teil darin, daß die Färbereindustrie den Wünschen der Besteller nach ganz bestimmten Farbennuancen entgegenkommt, ohne auf die etwa vorhandenen Gefahren der Nichtechtheit aufmerksam zu machen, zum Teil aber auch darin, daß die Qualitätsbegriffe des Publikums für Dekorationsstoffe bei weitem nicht so scharf ausgebildet sind, als zum Beispiel bei Kleiderstoffen, insbesondere bei Herrenkleiderstoffen. Herrenkleiderstoffe der besten Art sind fast ganz lichtecht gefärbt. Die verantwortliche Persönlichkeit dafür ist der Schneider, welcher seine Kundenschaft verlieren würde, wenn ein von ihm geliefertes Kleidungsstück ausginge. Er erzwingt daher lichtechte Stoffe von der Industrie.

In den Dekorationsstoffen fehlt eine derart verantwortliche Persönlichkeit, da die Ausstattung der Wohnung nicht in derselben Weise organisiert ist, wie die Versorgung mit Kleidern. Insbesondere sind die mit Aufgaben der Innenarchitektur betrauten Künstler der Industrie gegenüber machtlos, da sie in deren Betrieb nicht mit Nachdruck eingreifen können. Die Aufträge, die sie zu erteilen haben, sind meistens zu klein, um einen nachhaltigen Einfluß auf sie ausüben zu können. Es fehlt eine Stelle, an der die Interessen der Innenkünstler in der genügenden Weise auch dann gewahrt werden, wenn es sich um Quantitäten handelt, die für die Industrie nicht in Betracht kommen.

An der königlichen Färbereischule in Krefeld wird der Echtfärbung schon seit Jahren eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet und der Sinn der Schüler für die Wichtigkeit der Anwendung echter Farben geweckt. Als Uebungsbeispiele sind fortlaufend kleine Farbeaufträge für solche Arbeiten, bei denen es auf möglichst lichtechte Färbung ankommt, ausgeführt worden. Daneben hat die Direktion dieser Schule bereitwilligst ihren Rat zur Verfügung gestellt, wenn es sich darum handelte, ein maßgebendes Urteil über die Beständigkeit einer Farbe zu erhalten.

Es besteht die Absicht, diesen Zweig der Tätigkeit der Schule etwas weiter auszubauen und die Anstalt dadurch noch mehr in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen, als es bisher schon der Fall war. Der Staat und die Stadt haben sich erboten, die Mittel für eine Erweiterung auszubringen, falls zunächst ein gewisser Stammbetrag aus privaten Quellen für die Einrichtung zur Verfügung gestellt wird. Der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin schlägt nunmehr vor, daß zur Aufbringung der von den Behörden vorausgesetzten Mittel ein Verein für Echtfärberei gegründet werde, der alle in der Angelegenheit interessierten Kreise in sich vereinigt. Um die Mitglieder über die Fortentwicklung der Echtfärberei ständig auf dem Laufenden zu halten, sollen vierteljährliche Mitteilungen herausgegeben werden, mit deren Redaktion der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin betraut werden soll.

Die Gründung eines solchen Vereins hat vor allem den Zweck, den Gedanken der Echtfärberei in weitere Kreise zu tragen und dadurch die Qualität der Färbungen zu heben. Da es heute vielfach vorkommt, daß minderwertige und billige Färbungen auf wertvolle Stoffe angewendet werden, weil die Konkurrenz auf äußerster Verbilligung hindrängt, so liegt hier ein Fall vor, daß gute Rohstoffe durch einen entwertenden Vollendungsprozeß vorzeitig der Benutzung entzogen werden und so ein beträchtliches Rationalvermögen vergeudet wird. Ist der öffentliche Sinn erst auf diesen Zustand hingelenkt, so wird das Publikum gern bereit sein, für echtgefärbte Stoffe einen höheren Preis zu zahlen als für unecht gefärbte. Es wird sich der Begriff einer besonderen Art von Qualitätsfärbung herausbilden, und die Industrie wird in der Lage sein, dafür, daß sie der Echtfärbung besondere Aufmerksamkeit widmet, einen Gegenwert zu erhalten. Es liegt also nicht nur im Interesse der Abnehmer, sondern auch im Interesse der Industrie selbst, den Sinn für echte Färbung zu wecken und zu fördern.

Hermann Muthesius.

Erziehung und Unterricht.

Die hygienische Bedeutung der Waldschulen. Seitdem Charlottenburg zuerst mit der Errichtung von Waldschulen vorangegangen ist, hat die Einrichtung auch anderwärts Nachahmung gefunden und überall rühmt man den eminenten Gesundheitswert dieser neuen Schulart, welche die Mitte einhält zwischen Schule und Kinderasyl. Überall wechseln Spiel, Gartenarbeit und Schulunterricht ab. In Mülhausen wurde in einem früheren Herrschaftshaus mit hohen luftigen Zimmern eine Waldschule gegründet. Auf Liegestühlen halten die Kinder den Nachmittagschlaf im Freien, die Zimmer werden sowohl für den Unterricht wie für die Mahlzeiten nur bei schlechtem Wetter benützt. Der gesamte Unterricht für jede Stufe umfaßt bloß zwei Stunden vormittags. Die Betriebskosten beliefen sich 1906 für 200 Schüler auf 15 000 Mk. Nach den günstigen Erfahrungen des ersten Jahres beabsichtigt man die Schule weiter auszudehnen. Die Erholungsstätte in Danzig nimmt Kinder zwischen 6 und 14 Jahren auf, die zu krank für den Schulunterricht sind, aber nicht so krank, daß sie nicht täglich den Weg von Hause nach der Erholungsstätte machen können. Im

Sommer besteht dort Nachtbetrieb im Freien. In Dresden wurde die Schule auf die Privatinitiative eines Fabrikanten errichtet und von ihm unterhalten. Die regelmäßigen Wägungen der Kinder zeigen eine ständige Zunahme des Körpergewichtes, auch waren die Resultate über die erzielten Fortschritte im Lernen recht günstige. Daß die gesundheitlichen Erfolge der Waldschulen recht gute sein würden, ließ sich von vornherein erwarten, da statt der Schullofale in der dumpfen Stadtluft reine Land- und Waldluft zu Gebote steht und wohlthuende Abwechslung zwischen mäßiger geistiger Tätigkeit und ausgiebiger körperlicher Bewegung stattfindet.

Meteorologisches.

Das „Warum“ in der Witterungskunde. Zum Verständnis der Witterungsverhältnisse muß vor allem zweierlei unterschieden werden: einmal der tägliche Gang des Wetters, der durch die Lage des betreffenden Ortes und das Fortschreiten mehr oder weniger einfacher Zustandsänderungen im Luftmeer bedingt wird, und zweitens die Beeinflussung der klimatischen Verhältnisse innerhalb großer Gebiete durch Veränderungen, die entweder von der Sonne oder von der Erdoberfläche herkommen. Für den täglichen Gang des Wetters hat — von den ganz örtlichen Erscheinungen, zu denen auch die meisten Gewitterbildungen zu rechnen sind, abgesehen — die Folge der Luftwirbel, die als Cyclonen oder barometrische Minima bezeichnet werden, die größte Bedeutung. Diese Wirbel haben die Eigenschaft, auf der nördlichen Erdhalbkugel stets ungefähr von Westen nach Osten zu ziehen, was auf die Erdumdehnung zurückzuführen ist, wie wir ja in unseren Breiten überhaupt in einer Zone der westlichen Winde leben. Fragte man nach dem „Wo-hin?“ und „Warum?“ dieses Vorgangs, so erhielt man früher nur die Antwort, diese Luftwirbel kämen von Nordamerika über den Atlantischen Ozean zu uns. Die neuere Ermittlung der Meteorologie hat aber zu weiterer Aufklärung geführt, und namentlich die ausgezeichneten Arbeiten, die in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der Witterungskunde geleistet worden sind, haben große Fortschritte erzielt. Trotzdem wird die Meteorologie einen gewissen Abschnitt in ihrer Entwicklungsgeschichte erst dann bezeichnen können, wenn überall auf der Erde ständige Wetterbeobachtungen ausgeführt werden. Unter den Wissenschaften gibt es vielleicht kaum eine mehr internationale als die Witterungskunde, denn das Wetter in jedem Erdgebiet wird eigentlich beeinflusst von dem Gang der Witterung auf der ganzen übrigen Erde. So steht es auch mit der Frage nach dem Ursprung der Cyclonen. Zunächst mußte man erwarten, durch die Forschungen in Nordamerika grundlegende und in gewissem Maße abschließende Aufschlüsse darüber zu erhalten, und nun versichert einer der bedeutendsten amerikanischen Meteorologen, Dr. Watts, in einem Vortrag am Franklin-Institut, daß ein eingehendes Verständnis des täglichen Ganges der Witterung auf der nördlichen Erdhalbkugel erst möglich sein wird, wenn die Verhältnisse des Luftdrucks auch in Alaska, in Sibirien, in China und in den mittleren Teilen des großen Ozeans genauer bekannt und im Zusammenhang mit denen von Europa und Indien studiert sein werden. Jedenfalls wird schon jetzt angenommen, daß die Vorgänge, die zur Bildung der auch im nördlichen und mittleren Europa in stetiger Folge zu verspürbaren Cyclonen führen, in ihren Ursprüngen noch westlich von Nordamerika im Stillen Ozean zu suchen sind. Auf der anderen Seite wird die Frage nach dem „Warum“ des Wetters mehr und mehr an die Aenderungen der Sonnenstrahlen gerichtet, und zwar dürften dabei die Wechsel nicht nur in der Menge der zur Erde gelangenden Sonnenstrahlen, sondern auch in ihrer Qualität zu berücksichtigen sein, je nachdem elektrische und magnetische Strahlen in größerem oder geringerem Verhältnis an der gesamten Erstrahlung beteiligt sind.

Technisches.

Kautschuk und Schwefel. Der Kautschuk gehört zu den Materialien, die die ausgebreitetste Anwendung in der Technik gefunden haben. Schon im vorigen Jahrhundert wurde der Kautschuk in Form von Flaschen oder Beuteln aus Amerika nach Europa übergeführt. Ungeachtet seiner Elastizität hätte aber der Kautschuk doch ein immerhin nur wenig brauchbares Material bleiben müssen, wenn es nicht gelungen wäre, ihm durch Bearbeitung bei niedriger Temperatur seine Elastizität zu erhalten und bei höherer das Ankleben der Oberfläche zweier Schnittflächen zu verhindern. Die verschiedenen Verfahrungsarten, dem Kautschuk das für seine Anwendung wünschenswerte Verhalten bei jedem Temperaturgrade zu verleihen, nannte man „Vulkanisieren“. Diese in Amerika und Europa eingeführte Bezeichnung scheint von der mythologischen Beschäftigung des Gottes Vulkan mit Feuer und Schwefel hergeleitet zu sein. Das Vulkanisieren besteht in der Hauptsache darin, dem Kautschuk unter Erwärmen bei einem gewissen Temperaturgrad Schwefel beizumischen. Nachdem einmal festgestellt war, daß der Kautschuk hierdurch die Eigenschaft gewinnt, bei niedriger Temperatur seine Elastizität zu behalten, bei höherer nicht zu kleben, versuchte man natürlich die verschiedensten Methoden, um ihn zu schwefeln, da der Schwefel bekanntlich ähnlich dem Kautschuk nur in erhöhtem Maße bei niedriger Temperatur hart und erst beim Erwärmen weich wird. Trotzdem entsteht aus der Verbindung beider ein bei jeder Temperatur biegsamer und nicht mehr klebender Körper. Dies ist eines der merkwürdigsten Beispiele gänzlicher Veränderung zweier Substanzen durch ihre Vereinigung.

Humoristisches.

— Es ist erreicht. Kommerzienrat (Inhaber einer großen privaten Gemäldegalerie, zu einem Bekannten, der ihn bittet, einem hochtalentierten, in Not befindlichen Künstler ein Bild abzukaufen): Mein lieber Freund! Früher war ich Hausknecht, jetzt bin ich Hausbesitzer und Kommerzienrat, meine Tochter hat einen adligen Mann und mein Sohn ist erster Staatsanwalt. Warum soll ich noch Bilder kaufen? Ich muß doch auch anderen reichen Leuten eine Chance lassen, voranzukommen.

— Aus Gendarmerie-Anzeigen. Er gab an, daß die ihm zugeworfenen überlauten Ausrufe „Ihr könnt's mich . . .“ sein gewöhnlicher Ausdrucksbrauch in guter Gesellschaft seien.

Der Dieb trägt, bezugnehmend auf seinen krüppelhaften Zustand, ein hölzernes Bein.

Seine Geschwister sind brav; er ist der einzige Auswuchs von sieben Brüdern.

— Der nächste Jarenbesuch wird weder zu Land noch zu Wasser, sondern hoch in den Lüften stattfinden. Die russische Sicherheitspolizei wird mit der Ueberwachung der benachbarten Planeten betraut. („Jugend.“)

Notizen.

— Hermann Ende, der Baumeister, der in dem vor-modernen Berlin eine große Anzahl öffentlicher und privater Bauten geschaffen hat, ist im Alter von 78 Jahren in Waunsee gestorben. Ende repräsentierte für Berlin den Typus der Architekten, die in der Nachahmung überkommener Stile ihre Aufgabe erblickten. Er hat zusammen mit W. Böckmann Mietskasernen, Banken und andere Monumentalbauten im Renaissancestil erbaut, als ob das lapidarisches profane Berlin mit der Größe und der Ruhe florentinischer Prachtbauten, denen er die Fassadensprache entlehnte, etwas gemein hätte. Sogar nach Japan hat er diese Architektur verpflanzt. In Berlin ist einer seiner bekanntesten Bauten das Museum für Völkerkunde. Er war auch Professor an der Technischen Hochschule und wiederholt Präsident allerlei akademischer Anstalten.

— Theobald Kerner, der Sohn Justinus Kerners, des schwäbischen Dichters, ist 90 Jahre alt in Weinsberg gestorben. Er war der letzte Sproß der schwäbischen Dichterschule, die seine einst so lustig — wenn auch nicht immer objektiv gerecht — verspottet hat. Mehr als Hüter des väterlichen Erbes denn als Selbstschaffender ist der jüngere Kerner hervorgetreten. Das Haus seines Vaters, der ein schnurriger Sonderling war, hat er zu einem Karitätenkabinett ausgestaltet und sich selbst dem Kultus der Andenken und Erinnerungen als beschaulicher Pfleger gewidmet.

Der Verein der „Naturfreunde“, ein in Oesterreich, der Schweiz und auch in Süddeutschland verbreiteter Arbeiter-touristenverein, der bereits 11 000 Mitglieder in 80 Zweigvereinen zählt, verfolgt das Ziel, den Bergsport innerhalb der Arbeiter-schaft zu pflegen. Diese gesunden Bestrebungen sind, wie die hohe Mitglieberszahl und die zu billigen Preisen unternommenen Touren beweisen, bereits von gutem Erfolge gekrönt worden. In den nächsten Tagen wird der Verein sein erstes Touristenheim auf dem Padoasterloch zwischen Innsbruck und dem Brenner eröffnen.

— Eine Untergrundbahn für Postzwecke. Die Siemens-Schuckert-Werke in Wien haben nach der „Freien Presse“ dem österreichischen Handelsministerium ein Projekt unterbreitet, das dahin abzielt, die gesamte Wiener Postbeförderung mittels einer elektrischen Untergrundbahn zur Umwidmung zu bringen. Nach diesem Vorschlag soll in einer durchschnittlichen Tiefe von 8 Metern ein Kanalnetz alle Bahnhofe und Postbestellämter verbinden. In diesem unterirdischen Netze von vorläufig 32 Kilometern Länge soll sich der elektrische Verkehr in der Weise vollziehen, daß Trains von einem bis drei Waggons die Post — Pakete wie Briefe — an die bezüglichen Stellen bringen. Die Kanäle würden ein Profil von 1,5 Metern Höhe und 1,3 Metern Breite erhalten, und auch die Bahnhöfe würden unterirdisch angelegt sein.

— Ein Erdbeben-Katalog. Wie aus Washington berichtet wird, hat das „Smithsonian-Institut“ sieben ein Werk veröffentlicht, das im Hinblick auf die Erdbebenkatastrophe in San Francisco von besonderem Interesse ist. Es ist ein Katalog der Erdbeben, die im Gebiet der Vereinigten Staaten längs der pacifischen Küste während der letzten zehn Jahre stattgefunden haben, und eine genaue Aufzeichnung aller wissenschaftlichen Beobachtungen, die dabei gemacht worden sind. Es wurden in diesem Zeitraum mehr als 700 Erdstöße registriert. Wenn in dem vorhergehenden Jahrzehnt weniger Stöße aufgezeichnet worden sind, ist das wahrscheinlich nur die Folge der Tatsache, daß die seismographischen Instrumente neuerdings sehr viel feinfühligere konstruiert sind. Eine besondere Aufmerksamkeit hat Professor Alexander G. Mc Adie vom Wetterbureau der Vereinigten Staaten auch der Frage zugewandt, ob eine Beziehung zwischen dem atmosphärischen Druck und den Erdbeben in den verschiedenen Perioden festgestellt werden könne. Zu bestimmten Schlüssen ist er jedoch nicht gelangt. Wenn die Küste des Großen Ozeans auch noch nicht in ein Stadium der Ruhe gelangt ist, so liegt doch kein Grund zu großer Besorgnis für die Zukunft vor. In Kalifornien soll ein Institut gegründet werden, das sich ausschließlich mit dem Studium der Erdbebewegungen befassen soll.